



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein californischer Dichter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und gegenstandslos, kommt auch, wie vorhin schon angedeutet, wo sonnige Liebe waltet, am schlechtesten fort, während sie im Schatten des liebeleeren Gesezes auf dem Boden der Knabenseele am üppigsten wuchert. Und daß Gottesfurcht und wahre Frömmigkeit durch Pflichttreue nur gewinnen können, folgt daraus, daß sie ohne dieselbe überhaupt nur eine Scheineristenz führen.

Dr. Gustav Wagner.

Sin californischer Dichter.

Der Verfasser des folgenden Berichtes hat vor sich die Schriften eines amerikanischen Dichters, der in den letzten Jahren sowol unter seinen Landsleuten wie unter deren Vettern in England rasch einen Namen gewonnen hat, und den er ohne Besorgniß, eines verirrten Geschmacks geziehen zu werden, mit aller Wärme der Beachtung auch des deutschen Publikums zu empfehlen sich gedrungen fühlt. Es sind die Schriften des Californiers Bret Harte, auf den hier aufmerksam gemacht werden soll. Theilweise in die bekannte tauchnische Collection aufgenommen — leider mit Weglassung einiger der besten Stücke und irthümlicher Bezeichnung des einen*) — werden sie, wie man hört, noch im Laufe dieses Frühjahrs durch eine Uebersetzung auch denen zugänglich werden, welche der Sprache des Originals nicht mächtig sind.***) Und sie verdienen diese Ehre im hohen Grade, als die Leistungen eines Geistes, der getrost als eines der größten und eigenartigsten poetischen Talente der Gegenwart bezeichnet werden kann.

Californien und Poesie klingt uns ungefähr, wie Mond und Menschen darauf oder wie Wüste und Blumen darin. Schon zum Glauben an die Möglichkeit von wirklichen Dichtern im Lebenskreise der Vereinigten Staaten überhaupt fehlt den Meisten bei uns Neigung und Vertrauen, obwohl Cooper, Washington Irving und Edgar Poe sich mit den Früchten der von

*) Nicht weniger als sechs größere Erzählungen der amerikanischen Ausgabe fehlen der Tauchnischen ganz, und von der siebenten hat diese nur die Ueberschrift herüber genommen und sie einer ihr vollkommen fremden Geschichte aufgepfropft wie ein Pflaumenreis auf eine Dattelpalme. Was in Boston „A lonely Ride“ heißt, nennt sich in Leipzig ohne einen Schein von Berechtigung „A Night at Wingdam.“

**) Der Titel ist: Die Argonauten-Geschichte u. s. w. von Bret Harte, der Uebersetzer Wilhelm Grunow in Leipzig. Die Uebersetzung umfaßt sämmtliche prosaische Schriften der Originalausgabe.

ihnen angebauten Gebiete recht wohl neben dem sehen lassen können, was gegenwärtig auf denselben diesseits des großen Wassers und namentlich in Deutschland geleistet wird. „Mit einem Worte“, so äußerte sich in diesen Tagen noch Strauß, „uns Deutsche spricht aus der Geistesbildung in diesen Republiken etwas Banausisches, etwas grob Realistisches und prosaisch Nüchternes an; auf ihren Boden versetzt, fehlt uns die feinste geistige Lebenslust, die wir in unsrer Heimath geathmet hatten.“ Dieß ist im Allgemeinen gewiß richtig, wenn auch der Beweis zu führen sein wird, daß die republikanische Staatsform diesem Mangel zu Grunde liegt, und wenn der Verfasser des Folgenden an seinem Theil auch gestehen muß, daß ein gewisser „grobrealistischer“ Dichter der Schweiz, die Strauß bei seiner abfälligen Aeußerung meint, ihm trotz seiner Schwächen ganz erheblich schwerer wiegt, ihn ganz erheblich mehr an seine Schöpfungen glauben läßt, ihm ganz erheblich mehr das Herz bewegt, als seine sämmtlichen heutigen Collegen im monarchischen Deutschland, trotz ihrer sonstigen Vorzüge und namentlich trotz der feinen, feineren und feinsten geistigen Lebenslust, die sie uns in ihren Werken zu genießen geben. Aber, wie gesagt, im Allgemeinen wird man Strauß beistimmen müssen. Der amerikanische Boden zwar ist der Poesie nicht weniger günstig, als der Boden der alten Welt. Die Natur ist dort so reich und schön wie hier. Aber das Volk, das jenen Boden bewohnt, ist zu jung und, wie es scheint, auch zu alt, um große Dichter zu erzeugen, — zu alt, um noch naiv zu dichten, zu jung in seiner eignen Civilisation, um schon zu einer selbst erzeugten Kunstpoesie, wie sie die klassischen Zeiten der europäischen Völker bieten, befähigt zu sein. Man hat noch zu viel materielle Arbeit vor sich, noch zu viel zu thun mit Ueberwältigung und Ausbeutung der harten Wirklichkeit, um schon Träumen vom Reich der Ideale nachhängen zu dürfen, und man ist über jener Arbeit schon zu sehr ins Speculiren und Calculiren gerathen, um noch schwärmen zu können. Hastiger Erwerbstrieb beherrscht alle Kreise. Die Verschmelzung der Einwanderströme zu einer Nation ist noch unvollendet. Allenthalben ein Schwellen, Fluthen und Gähren, ein Ringen und Zagen ohne Ende, bei dem nur selten ein Gemüth die Ruhe gewinnt, in welcher allein die Blume der Poesie gedeiht. Gilt dieß mit Einschränkungen und Ausnahmen beachtenswerther Art schon vom Osten, so gilt es fast uneingeschränkt und ausnahmslos vom Westen und um so uneingeschränkter und ausnahmsloser, je weiter wir nach Westen kommen. Am meisten gilt es von Californien, jenem erst seit einem Vierteljahrhundert für die moderne Cultur eroberten Lande am stillen Meer mit seiner aus spanischen, angelsächsischen, deutschen, indianischen, selbst starken chinesischen Elementen gemischten Bevölkerung, der die Entdeckung des Goldes den angeborenen Trieb des Yankee nach raschem Zusammenschlagen von Vermögen zu

fiebernder Bier steigerte, und der dieser Fund die Abenteuerlichkeit, Waghalsigkeit und Unbotmäßigkeit, das Gaunerthum und die Niederlichkeit der ganzen Welt so massenhaft und in solchen gigantischen Exemplaren zuführte, daß trotz fleißigster Arbeit des Richters Lynch noch heute nicht ganz damit ausgeräumt ist.

Man sollte meinen, in solchen Kreisen gäbe es überhaupt keinen Platz für den Dichter, sie könnten nur schale Gassenhauer und rohe Sensationsromane erzeugen, oder wenn ein Poet in sie gestellt wäre und sie schilderte, so müßte das Bilder geben, die uns anwiderten, wie die Mißgestalten und Frazen Söllensbreughels. Und doch ist hier nichts von dem allen der Fall. Zunächst hat der Zustand der Gesellschaft, der hier geschildert wird, auch seine Lichtseite, der Kampf, dem wir zuschauen, etwas Großartiges, Reckenhaftes, wild-Poetisches. Sodann aber ist Bret Harte ein echter Dichter von Gottes Gnaden mit einem großen, vornehmen, rein menschlich empfindenden Herzen, einem goldnen Humor und einem Feingefühl für das Schöne in der Natur und der Menschenbrust, welches auf den Leser stets erfreulich, oft hinreißend wirkt. Und wenn er mitten aus jenen verwogenen, halbbarbarischen, ungeschlachten Menschenkreisen heraus schreibt, wenn grade die besten seiner Bilder und Skizzen diese gemeine Welt mit einer Treue und sinnlichen Kraft zeigen, daß wir sie greifen können, so haben wir doch nirgends die Empfindung, daß er es grob-realistisch auf einen bloßen Abklatsch dieser Gemeinheit abgesehen habe. Im Gegentheil, sie wird ihm nur zur Folie für ein Höheres, sie dient ihm nur, theils direkt, theils ironisch oder humoristisch zu zeigen, daß der göttliche Funke auch in ihr noch glimmt und nur der weckenden Gelegenheit bedarf, um selbstlos und anspruchslos in edlem, tapferem sich selbst beherrschendem, sich opferndem Thun und Leiden aus der rauhen und unsaubern Verhüllung hervorzubrechen. Die schönsten seiner „Argonauten-Geschichten“ sind grade die, in denen dieser Goldkern im ordinären Lehm am hellsten emporglänzt.

Aber man verstehe recht. Bret Harte heißt nicht Eugen Sue: er sucht das Edle nicht bloß, sondern auch im Gemeinen, er hat nichts von dem sentimentalen Pathos des Franzosen, er muthet uns nirgends ein Wunder zu wie die unbefleckte Marienblume. Er ist ferner ein echter Poet, und so moralisirt er nicht, sondern erreicht seinen Zweck erzählend und schildernd, durch das Thun und Leiden seiner Personen.

„Ich hoffe“, sagt der Dichter im Vorwort zur amerikanischen Ausgabe scherzend, „daß ich mich in den folgenden Skizzen jeder positiven Moral enthalten habe. Ich hätte meine Schurken mit der schwärzesten Farbe malen können — in der That, so schwarz, daß die Originale derselben sie mit dem Erglühen vergleichsweise Tugend betrachtet haben würden. Ich hätte es

ihnen unmöglich machen können, eine tugendhafte oder großmüthige Handlung zu begehen, und würde auf diese Weise jene sittliche Verwirrung vermieden haben, welche leicht aus der Betrachtung gemischter Motive und Eigenschaften entsteht. Aber ich würde mich dann mit der Verantwortlichkeit für ihre Erschaffung belastet haben, wozu ich als bescheidener Romanschreiber und als zu keiner besondern Verehrung berechtigt, keine Lust hatte. Ich fürchte daher, daß ich auf kein höheres Motiv Anspruch machen kann, als auf die Absicht, eine Aera zu beleuchten, von welcher die californische Geschichte häufiger die Ereignisse als den Charakter der Handelnden aufbewahrt hat — eine Aera, die der Panegyriker zu oft mit einem allgemeinen Compliment für die sie Ueberlebenden zu überbrücken zufrieden war, eine Aera, die immer noch so wenig weit hinter uns liegt, daß ich mir bei dem Versuch, ihre Poesie wieder zu beleben, bewußt bin, auch die prosaischeren Erinnerungen dieser selben Ueberlebenden zu erwecken; und doch eine Aera voll von einer gewissen heroischen griechischen Poesie, deren sich vielleicht Niemand weniger bewußt war, als die Helden selber. Und ich werde ganz zufrieden sein, wenn ich hier nur die Materialien gesammelt habe zu der Iliade, die noch zu singen ist.“

Der wahre Dichter wird vor Allem darin empfunden, daß er die Stimmung des Ausschnitts aus der Natur oder dem Menschenleben, den er uns vorführt, voll und rein in sich aufzunehmen und dann in uns hinüberzuleiten, in uns nachtönen zu lassen versteht. Bret Harte besitzt diese Gabe im hohen Grade. Seine Landschaftsbilder, seine Schilderungen der californischen Jahreszeiten, Morgen, Abende und Nächte, der Sierra und ihrer Vorberge, der dortigen Uberschwemmungen, der webenden Nebel an der Küste, der Lager der Goldgräber und der kleinen Städte in der Minengegend sind eine Galerie von Kabinettsstücken, und die Art, wie er seine Erzählungen durch ein Stimmungsbild aus der Natur prächtig oder schwermüthig einleitet und ausklingen läßt, wirkt in den meisten Fällen geradezu bezaubernd. Durch eine scharfe Beobachtung gewonnen, die auch das Kleinste auffaßt, wenn es nur charakteristisch ist, stehen ihm alle Farben und Formen des Landes, dessen Leben er uns malt, klar vor Augen, und obwol er meist mit wenigen Strichen schildert, muthen uns seine Beschreibungen so treu und wahr an, daß man glauben möchte, man könnte aus ihnen seiner geographischen Kenntniß nachhelfen. Und dasselbe gilt von seinen Menschen und ihrer Geschichte. Bis auf den Branntweingeruch, den viele von ihnen, vielleicht zu viele, um sich verbreiten, wie die Bauern Jeremias Gotthelfs den bekannten Kuhstallsdunst, stehen sie vor uns, gehalten sie sich, reden und handeln sie, ob Mann oder Weib, wie Menschen von Fleisch oder Blut sich zu gehalten, zu reden und zu handeln pflegen. Der Dichter, der sie uns, oft auch nur mit weni-

gen Strichen, zeichnet, ist ein Herzenskenner wie Wenige, er hat sich offenbar an der Erfahrung geschult und ein großer Theil seiner Geschichten beruht augenscheinlich auf eignen Erlebnissen in einem bewegten Leben. Wir genießen so unter ihnen allerdings nicht die „feinste geistige Lebenslust“ unsrer Salon-tiroler, aber bleiben auch verschont mit deren Unnatur und Impotenz, und zuletzt tragen wir mit den Bildern wirklicher Menschen immer die fröhliche Gewißheit heim, daß in der That etwas geschehen ist, was der Mühe werth war, gethan und von uns beobachtet zu werden, da in ihm jener göttliche Funke, uns erleuchtend, rührend und erhebend, zum Vorschein kam.

Damit möge unsre Charakteristik des Dichters beschlossen sein. Seine prosaischen Schriften oder richtiger diejenigen seiner Schriften, die nicht in gebundener Rede zu uns sprechen, zerfallen in kleine Novellen und skizzenhafte Erzählungen aus dem Leben der californischen Goldgräber, die er nicht unpassend als „Argonauten-Geschichten“ bezeichnet hat, ferner in eine Anzahl Märchen und Sagen, die meist ebenfalls Californien zum Schauplatz haben, endlich in kurze Charakterzeichnungen und Lebensbilder humoristischer Art, die zum größten Theil in San Francisco aufgenommen sind und dortige Zustände porträtiren. Von den Märchen ist „das rechte Auge des Commandanten“ das gelungenste und ergößlichste, von den Skizzen des dritten Abschnitts sind die, welche den Gassenjungen Melone zeichnet, und die, welche den Hund Boonder schildert, wohl die besten. Die Hauptbedeutung nehmen die „Argonauten-Geschichten“ in Anspruch, und unter diesen wieder geben wir der Novelle „Miß“, den „Auszeichnungen auf Fluth und Feld“, der „Idylle von Red Gulch“, der Novelle „Brown von Calaveras“, und den Skizzen „das Glück des Brüller-Lagers“ und „die Ausgestoßene von Poker Flat“ den Vorzug. Das letzte Stück mag sich im nächsten Heft als Probe selbst charakterisiren. Von den beiden Novellen und der zuerst genannten Skizze folgt im Nachstehenden eine kurze Analyse.

„Miß“ ist die Geschichte eines begabten und nobel angelegten, aber verwahrlosten und verwilderten kleinen Mädchens, welches nachdem es, von einem verkommenen Vater vernachlässigt, eine Zeit lang dem müßigen Herumstreichen sich ergeben und dabei ein trostiges, dreistes Wesen ausgebildet und üble Sitten angenommen hat, aus eignem Antriebe in die Schule kommt, um etwas zu lernen, und von dem jungen Lehrer dann allmählig und nicht ohne Rückfälle, zuletzt aber vollständig auf gute Wege gebracht wird. Man sieht, es ist eine sehr einfache Geschichte, und doch ist sie ohne Zweifel die Perle unter den Perlen. Mit Meisterhand ist der Gang der seelischen Entwicklung in dem Kinde gezeichnet, das noch mit der Puppe spielt und in seinem kleinen stolzen und eifersüchtigen Herzen, in kindlicher Weise zwar

aber nicht weniger brennend die Leidenschaft und den Gram des Weibes empfindet. Ein köstlicher Humor spricht zu uns in dem Gegensatz zwischen Mliß, der schwarzhaarigen, unartigen und unbotmäßigen, und Rlytemnästra, der blonden, wohlgezogenen und süßsamen Tochter, die mit einander concurriren; sowie zwischen dem Prediger, der auch an der Befehrung des Wildfangs arbeitet, aber dabei mit ungeschickter Anwendung der hergebrachten Salbung kläglich scheitert, und dem Lehrer, der dabei den Regungen seines Herzens folgt und den natürlichen Weg geht. Während wie die holdseligsten Gestalten und Situationen der goetheschen Schöpfungen ist die Stelle, wo der Lehrer die wegen vermeintlicher Bevorzugung ihrer Nebenbuhlerin entlaufene Mliß im Waldesdickicht wiederfindet und wieder gewinnt. In den Zweigen einer umgefallenen Fichte sieht er sie in der Nähe ihres Lieblingsitzes. Ihre schwarzen Augen begegnen den seinen. Sie bricht das Schweigen zuerst, und jetzt mag der Dichter selbst erzählen:

„Was wollen Sie?“ fragte sie schnippisch. Der Lehrer hatte sich seinen Plan gemacht. „Ich möchte ein paar Waldäpfel haben“, sagte er bescheiden. „Kriegen keine! Gehen sie weg. Warum lassen Sie sich nicht von Rlytemnästra welche geben? O Sie garstiges Ding!“ „Mich hungert, Litty. Ich habe seit gestern Mittag nichts gegessen. Ich bin ganz ausgehungert!“ Und der junge Mann lehnte sich in einem Zustande merkwürdiger Erschöpfung gegen den Baum. Melissas Herz war gerührt. In den bitteren Tagen ihres Zigeunerlebens hatte sie das Gefühl kennen gelernt, das er so geschickt heuchelte. Ueberwältigt von seinem wehmüthigen Tone, aber noch nicht ganz ihres Mißtrauens ledig, sagte sie:

„Graben Sie unter dem Baume bei den Wurzeln nach, und sie werden eine ganze Menge finden. Aber daß Sie mir's nicht weiter sagen“, denn Mliß hatte ihre Vorrathskammer so gut wie die Ratten und Eichhörnchen. Aber der Lehrer war natürlich nicht im Stande, sie zu finden, indem ihm vermuthlich die Wirkungen des Hungers die Sinne verblendeten. Mliß wurde unruhig. Endlich blickte sie nach ihm wie eine Elfe durch das Laub und fragte: „Wenn ich nun herunterkäme und Ihnen welche gäbe, wollen Sie da versprechen, daß sie mich nicht anrühren werden?“ Der Lehrer versprach es. „Hoffe, daß Sie sterben, wenn Sie's thun!“ Der Lehrer fügte sich in augenblickliche Auflösung als Strafe des Zuwiderhandelns. Mliß glitt am Baume herab. Ein paar Augenblicke kam nichts vor als das Verspeisen der Waldäpfel. „Ist ihnen jetzt besser zu Muthe?“ fragte sie dann mit einiger Besorgniß. Der Lehrer gestand, daß er wieder zu Kräften gekommen sei, und machte dann, nachdem er ihr ernstest Blickes gedankt, Miene, den Rückweg anzutreten. Er war noch nicht weit gegangen, als sie ihm, wie er erwartet, nachrief. Er drehte sich um. Sie stand ganz bleich und mit Thränen in

ihren weit geöffneten Augen da. Der Lehrer fühlte, daß der rechte Moment gekommen war. Er ging auf sie zu, ergriff sie bei beiden Händen und sagte, indem er ihr in die thränenfeuchten Augen sah, mit ernster Stimme: „Lissy, entsinnst Du Dich des ersten Abends, wo Du mich besuchtest?“

Lissy entsann sich. „Du fragtest mich, ob Du in die Schule kommen dürftest, denn Du wolltest etwas lernen und besser werden, und ich sagte“ — „Komm nur“, antwortete das Kind rasch. „Was würdest nun Du sagen, wenn der Lehrer jetzt zu Dir käme und sagte, daß er sich einsam fühlte ohne seine kleine Schülerin, und daß er wollte, sie käme und lehrte ihn, besser zu werden?“

Das Kind hing einige Augenblicke schweigend den Kopf. Der Lehrer wartete geduldig. Von der Stille in Versuchung geführt, lief ein Hase dicht vor die Beiden hin, erhob seine hellen Augen und seine sauberen Vorderpfoten, setzte sich auf die Hinterbeine und schaute sie an. Ein Eichhörnchen kam halbwegs an der gesuchten Kinde des umgefallenen Baumes herab und hielt da inne.

„Wir warten, Lissy“, sagte der Lehrer flüsternd, und das Kind lächelte. Von einem vorüberwehenden Windhauch bewegt, wiegten sich die Baumwipfel, und ein langer Lichtstrahl stahl sich durch ihre verworbenen Zweige auf das noch zweifelnde Gesicht und die unschlüssige kleine Gestalt. Plötzlich ergriff sie in ihrer raschen Weise die Hand des Lehrers. Was sie sagte, war kaum vernehmbar, aber der Lehrer strich ihr das schwarze Haar von der Stirn und küßte sie, und so gingen sie Hand in Hand hinaus aus den feuchten Säulengängen und Walddüften in die offene sonnenbeleuchtete Straße.“

In „Brown von Calaveras“ ist die Hauptperson ein Spieler, Jack Hamlin, der in der Postkutsche durch die elegante Entschlossenheit und Mannhaftigkeit seines Auftretens einer Dame imponirt, von der sich später erweist, daß sie die Frau seines Freundes Brown ist. Sie ist diesem, der in seiner Haltlosigkeit das Gegenbild Hamlins darstellt, nach Californien nachgereist, überrascht ihn als verkommenen Mann, hilft ihm als schöne Wirthin zu Vermögen, macht ihn aber, da sie seine wiedererwachte Liebe verschmäht, in hohem Grade unglücklich und ist schon dabei, mit Hamlin, der nichts von der unglücklichen Stimmung seines Freundes weiß, wie auch dieser von dem Verhältniß Hamlins zu seiner Frau nichts ahnt, zu fliehen, als Brown in der verhängnißvollen Nacht dem Freunde sein Leid klagt und ihn — nicht zu vergessen, nachdem der Spieler auch Karte und Würfel befragt hat, — das Unternehmen aufgeben läßt, ohne daß Brown merkt, welch ein Opfer er ihm bringt. Der Buggy, in dem die Frau mit Hamlin fort will, steht unten schon bereit, das Billet, welches ihm das Stellbuchein bezeichnet, ist in Hamlins Händen, während Brown neben diesem und seinem Kartenorakel einge-

schlummert ist. Hamlin zündet das Billet an und läßt den Rest als feuerlgen Funken aus dem Fenster in den Hof hinab fallen. Dann wendet er sich an den inzwischen erwachten Freund.

„Alter“, sagte er, indem er seine Hände auf Browns Schultern legte, „in zehn Minuten bin ich auf der Straße draußen und weg wie dieser Funke. Wir werden uns nicht wiedersehn, aber bevor ich gehe, nimm den Rath eines Narren. Verkauf alles, was Du hast, nimm deine Frau und verlaß mit ihr das Land. Es ist kein Platz weder für Dich noch sie. Sag' ihr, sie müsse fort, zwinge sie, wenn sie nicht will. Winsle nicht, weil Du kein Heiliger sein kannst, und sie kein Engel ist. Sei ein Mann — und behandle sie wie ein Weib. Sei kein verdammter Dummkopf. Gott befohlen!“

Er entriß sich dem Händedruck Browns und sprang wie ein Reh die Treppe hinab. An der Stallthür kriegte er den verschlafnen Hausknecht beim Kragen und drückte ihn mit dem Rücken gegen die Wand. „Satttle mein Pferd in zwei Minuten oder ich“ — die Ellipse war furchtbar verständlich.

„Die Madame sagte aber ja, Sie sollten den Buggy haben“, stammelte der Mann.

„Verdammt sei der Buggy!“

Das Pferd wurde so rasch gesattelt, als die zitternden Hände des verblüfften Hausknechts mit Schnalle und Sattलगurt zurecht kommen konnten. „Ist was los, Herr Hamlin?“ sagte der Mann, der wie alle von seiner Klasse, das Ungeßüm seines feurigen Gönners bewunderte und ein wirkliches Interesse an seinem Wohlergehen hatte. „Zurück da!“

Der Mann sprang zurück. Mit einem Fluch, einem Satz und einem Getrappel war Jack auf der Straße. Im nächsten Augenblick war er für die halberwachten Augen des Hausknechts nur noch eine jagende Staubwolke in der Ferne, nach welcher ein Stern, der sich von seinen Brüdern losgerissen, einen Strom von Feuer nach sich ziehend, herniedersank. Aber in der Frühe jenes Morgens hörten die Anwohner der wiegdamer Chaussee, meilenweit von da, eine Stimme, rein wie die einer Lerche, über das Gefilde hinfingen. Die, welche schliefen, drehten sich auf ihrem Lager um, um zu träumen von Jugend und Liebe und alten Tagen. Männer mit harten Zügen und gierige Goldsucher, bereits an der Arbeit, unterbrachen ihr Mühen und lehnten sich auf ihre Hacken, um einem romantischen Strolch zu lauschen, der dem roßigen Sonnenaufgang entgegen trabte.“

„Das Glück des Brüller-Lagers“ ist ein Kind, welches in einer Ansiedelung von Goldgräbern von dem einzigen dort mithausenden Frauenzimmer geboren und, als die Mutter über seiner Geburt stirbt, von den halbwildern Abenteurern in gutherziger Regung adoptirt wird. Eine Sammlung, bei der heterogene Dinge, eine Tabakdose von Silber, eine Chirurgen scheere, eine Dia-

mantbusennadel, ein Theelöffel, „dessen Initialen leider nicht die des Schenkgebers waren“, ein gesticktes Damentaschentuch, eine Bibel, ein Revolver, ein goldner Sporn, beigeleuert werden, gibt die Mittel zur Versorgung des Kleinen her, Stumpy, ein Kamerad, der Familienvater gewesen, und eine Geseln werden seine Pflegeeltern, die Vögel des Waldes kommen, um seine Gespielen zu werden, wandernde Lüfte sächeln ihm gesunde Harzdüfte zu, Hummeln schläfern es summend ein. Das Kind gedeiht, und mit ihm besser wie vorher die Niederlassung, zunächst indem die Goldgrube ergiebiger wird, dann aber auch in anderer Weise. Das Kind ist der Mittelpunkt dessen geworden, was den rohen Gesellen des Lagers an bessern Gefühlen und Neigungen geblieben ist, und für die Liebe, die sie ihm widmen, strahlt es unmerklich und allmählig wie ein junger Gott aus seiner Wiege die Anfänge besserer Gesittung und größerer Rücksicht auf das Wohlstandige aus, eine Reformation, die der Dichter mit feinstem psychologischer Kenntniß schildert. Das Kind muß schlafen, und die Brüller des Lagers brüllen nicht mehr. Nur saubere Leuten gestattet Stumpy, das Kind auf die Arme zu nehmen, und da Alle dieß wollen, so begibt sich das Wunder, daß man sie sich des Tages zwei Mal waschen sieht. Die Hütte, in welcher das Kind wohnt, bekommt ein wohllicheres Aussehen und wirkt damit, daß andere Hütten ebenfalls ein solches Aussehen erstreben und zuletzt ein gewisser Schönheitsfinn in das Lager einzieht. Das Glück des Brüller-Lagers soll auch Glück getauft werden. Eine Posse wird für die Taufhandlung in Scene gesetzt, aber Stumpy spricht, als die Verhöhung des Sacraments beginnen soll, dagegen, und die dadurch angeschlagne Saite versagt nicht. Selbst der Humorist, der die Posse angeregt und ausgearbeitet hat, fühlt, daß er eine Thorheit vorgehabt hat, und nun erfolgt die Namensgebung wenn auch nicht in der Form kirchlicher Taufe, doch in würdiger Weise. Man flucht nicht mehr auf schlechtes Glück; denn da das Kind Thomasklück genannt worden ist — sein Vater ist unbekannt, und an seine Mutter wollte man sich aus guten Gründen nicht erinnern sehen, — würde solch Fluchen eine persönliche Beziehung zu haben scheinen. Schon denkt man an weitere Verbesserungen: unter anderen sollen ein paar anständige Familien eingeladen werden, in der Niederlassung sich anzustedeln, damit „das Glück“ von ihnen profitire. Da endigt plötzlich ein Trauerspiel die Idylle. Ueber Nacht kommt eine Wasserfluth, die den größten Theil des Lagers hinwegschwemmt — darunter auch die Hütte „des Glücks“. Kentuck, einer der Hauptgönner des Kindes, versucht es schwimmend zu retten. Am andern Tage bringt ihn ein Boot von flußabwärts sterbend, das todte Glück noch in den Armen, zurück.

„Als sie sich über das seltsam verbundene Paar beugten, sahen sie, daß das Kind kalt und pulslos war. „Es ist todt“, sagte Einer. Kentuck öffnete

seine Augen. „Tobt?“ wiederholte er matt. „Ja, mein Mann, und Du bist auch am Sterben. Ein Lächeln erleuchtete die Augen des in den letzten Zügen liegenden Kentuck. „Am Sterben“, wiederholte er, „ja es nimmt mich mit — sagt den Jungens, ich habe jetzt das Glück bei mir. Und der starke Mann, das zarte Kindlein umklammernd wie ein Ertrinkender, der nach einem Strohhalme fassen soll, fluthete von dannen in den schattigen Strom, der auf ewig in die unbekannte See fließt.

Wir lassen nun in nächster Nummer von unserm Dichter „die Ausgestoßenen von Pöker Flak“ folgen.

Die Kaiserwoche in Petersburg.

II.

St. Petersburg, den 3. Mai.

Seit dem Einzuge Kaiser Wilhelms an der Seite Kaiser Alexanders in die nordische Palmyra sind nunmehr acht Tage der Festlichkeiten verfloßen, acht Tage offizieller Feierlichkeiten und privater Freudebezeugungen, der Freundschaftsbeweise zwischen den Monarchen und des Volkzjubels, der Huldigungen Seiten der gesammten Presse.

Die aufrichtige persönliche Freundschaft der beiden Kaiser war auch vor der gegenwärtigen Zusammenkunft eine allgemein bekannte Thatsache, für welche die Geschichte ihre Beweise notirt hat. Die Sympathie und die patriotische Hingebung der deutschen Kreise Rußlands an das ihnen stammverwandte Reich haben auch nicht erst jetzt sich zu offenbaren Gelegenheit genommen. Daß es ferner immer eine große russische Partei gegeben, welche mit dem Zaren Preußen und in den letzten Jahren Deutschland als freundschaftlichen Nachbarn betrachtete, ist draußen längst voll gewürdigt worden. Daß aber das gesammte Rußland, Hof und Volk, Heer und Presse, diese Ueberzeugung einstimmig aussprechen, das ist eine neue Errungenschaft, welche erst dem Besuche des deutschen Kaisers in der russischen Hauptstadt zu danken ist. Freilich hatte schon die Anwesenheit des Prinzen Friedrich Karl mit den ersten Helden des letzten großen Krieges bei Gelegenheit des Georgenfestes im November 1871 einen bedeutungsvollen Umschwung in den Anschauungen der national-russischen Partei, eine merkliche Erschütterung des Standpunktes ihrer Presse zur Folge gehabt. Der denkwürdige Trinkspruch, in welchem der Kaiser von Rußland damals vor aller Welt die auf der alten Waffen-